Die Mobilmachung der Lüge.*)

Von Dr. Herbert E. Hirschberg.

Das schwere Ringen, in dem sich das Deutsche Reich seit jetzt mehr als einem Jahre gegen die wohl stärkste in Europa denkbare Koalition befindet, ist nicht nur ein Kampf der Waffen und Maschinen, es ist zugleich auch ein Kampf der öffentlichen Meinungen der Welt, wie er bisher seinesgleichen noch nicht hatte. Wer es vordem noch nicht gewußt oder wer zum wenigsten nicht daran geglaubt hat, daß die Presse, die in gleicher Weise Ursache wie Niederschlag der öffentlichen Meinung ist, eine Großmacht darstellt, dürfte in diesem Kriege von seinem Irrtum über die Bedeutung der Presse geheilt worden sein. Und das dankt er unseren Feinden. Dem Stolze, mit dem jeder Deutsche auf die bisher in der Geschichte unvergleichliche Mobilmachung unserer gesamten Volkskraft in militärischer, finanzieller und verwaltungstechnischer Hinsicht blickt, können unsere Feinde ihre Genugtuung über die Nutzbarmachung der Macht der Presse gegenüberstellen. Sie stand genau so vorbereitet da und funktionierte mit derselben Exaktheit wie der Aufmarsch unserer Truppen in Feindesland. Es war ihre größte Mobilisierung. Mögen auch die Mittel, mit denen unsere Feinde ihren Preßapparat zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung haben dienstbar machen können, unsere tiefste Abscheu erregen, mag es auch zutreffen, daß nicht alle Menschen für alle Zeit belogen werden können und daß schließlich und endlich die Wahrheit doch immer zum Siege gelangt, eine gewisse Bewunderung können wir der Benutzung der Presse durch unsere Feinde als rein organisatorischer Leistung nicht versagen. Und wir haben mit ihr rechnen müssen, mehr als je einer es bei uns geahnt hätte.

Das vorliegende Buch hat es sich zur Aufgabe gestellt, an einer großen Anzahl von Originalartikeln und Bildern aus ausländischen Zeitungen unter Gruppierung nach sachlichen Gesichtspunkten die Methoden zur Anschauung zu bringen, mit denen unsere Feinde die Lüge und die Verleumdung als Waffe gegen uns benutzt haben. Gewiß: gelogen wird in jedem Krieg. Wie das Klappern zum Handwerk gehört die Lüge seit Menschengedenken zu den immer wiederkehrenden Begleiterscheinungen des Krieges. Und deshalb könnten wir uns von vornherein ganz gleichgültig dagegen verhalten. Aber es handelt sich in diesem Kriege um mehr. Er hat uns neben den vielen Ueberraschungen, die er gezeitigt hat, zum erstenmal einen bewundernswert funktionierenden Preßapparat beschert, der die Lüge als System benutzt und der sich nicht darauf beschränkt hat, nur im eigenen Lande zu wirken — was man, wenn man will, unter gewissen Voraussetzungen, insbesondere im Hinblick auf die Schaffung und Erhaltung der für die Verteidigung notwendigen Schwungkraft entschuldbar finden kann — er hat es vor allem auch verstanden, durch ein raffiniert ausgebautes, skrupellos gehandhabtes Informationssystem die öffentliche Meinung so weiter Kreise der neutralen Länder in uns feindlichem Sinne zu beeinflussen. Und hier beginnt unser Interesse. Zwar darf es uns auch nicht gleichgültig sein, welche Meinung von uns trotz aller Feindschaft die Bevölkerung der mit uns im Kriege befindlichen Staaten hat. Denn es wird dereinst einmal auch wieder Friede herrschen. Zunächst und in erster Reihe aber können wir es nicht ruhig hingehen lassen, daß die Meinung der neutralen Staaten, mit denen wir in friedlichem wirtschaftlichen und kulturellen Austausch stehen und verharren wollen, planmäßig durch Ausstreuung der abscheulichsten für ein Menschenhirn erfindbaren Verleumdungen über uns vergiftet wird.

Einem möglichen Einwand soll von vornherein begegnet werden: daß der aufmerksame Zeitungsleser, vor allem aber der, der etwas suchen will, während des Krieges auch in deutschen Zeitungen eine Anzahl von Nachrichten gefunden hat und ständig findet, die sich nachträglich als falsch herausstellen. Eine solche Behauptung ist in dieser Form ganz gewiß richtig, berücksichtigt aber nicht die schwierigen Bedingungen, unter denen sich schon in Friedenszeiten die tägliche Nachrichtenübermittlung an das Publikum vollzieht. Die Schnelligkeit, mit der der Zeitungsbetrieb arbeiten muß, das häufige Eintreffen wichtiger Nachrichten kurz vor Redaktionsschluß und viele andere Momente machen es sehr oft unmöglich, die Richtigkeit und den Wert einer Nachricht im Augenblick so sehr auf Herz und Nieren zu prüfen, daß die Aufnahme unrichtiger Nachrichten absolut vermieden wird. Daß diese Schwierigkeiten der Nachrichtenprüfung im Kriegszustande in außerordentlichem Umfange wachsen, liegt ohne weiteres auf der Hand.

Dazu aber kommt, daß das Publikum im allgemeinen die Quelle einer Nachricht nicht zu prüfen pflegt und etwaige falsche Nachrichten, die aus ausländischen Blättern bzw. Korrespondenzen wegen des Interesses, das sie auch in Deutschland haben, in unseren Zeitungen wiedergegeben werden, trotz der Quellenangabe als eigene Nachrichten der betreffenden deutschen Zeitung ansieht.

Diese beiden Momente können, wie gesagt, bei manchem vielleicht die Meinung hervorrufen, in der Darstellung feindlicher Lügen etwas Pharisäerhaftes zu erblicken. Aber es gehört keineswegs etwa eine besondere journalistische Schulung dazu, um sofort auf den ersten Blick den fundamentalen Unterschied zwischen der deutschen Kriegspresse und den uns feindlichen Blättern zu erkennen. Mag man auch im einzelnen gelegentlich nachweisen können, daß in deutsche Zeitungen aufgenommene Nachrichten sich späterhin als unrichtig erwiesen haben, so wird man eine Behauptung doch mit reinem Gewissen und Stolz aufstellen können:

Daß keine einzige deutsche Zeitung von irgendwelchem Rang und Ansehen während des Krieges bewußt Lügen verbreitet hat, im Gegensatz zu dem von Deutschlands Feinden unter Benutzung aller technischen Errungenschaften unseres Zeitalters ins Werk gesetzten systematischen Lügenfeldzug.

Nicht minder groß darf der deutsche Stolz sein, soweit über tatsächliche Lügen hinaus eigentliche Verleumdungen und Herabsetzungen des Gegners in Frage kommen. Wir haben bei aller Feindschaft — mag man die Gefühle, denen wir in unseren Zeitungen Ausdruck gegeben haben, als Groll oder Haß oder Zorn bezeichnen — es doch immer vermieden, unsere Gegner so mit Schmutz zu bewerfen und ihre Eigenschaften und Leistungen so herabzuziehen, wie sie es uns gegenüber getan haben. Hat uns doch die Flamme der Entrüstung gegenüber unseren Feinden immer noch gestattet — und das ist ein typischer Wesenszug des Volkes der Denker — psychologisch-wissenschaftliche Betrachtungen über unsere Gegner, ihre Eigenart, ihre Motive, ihre Schuld usw. anzustellen, im Gegensatz zur Methode unserer Feinde, die seit Ausbruch des Krieges, sobald sie vom Gegner sprechen, kaum etwas anderes kennen als die offene, durch kein Verständnis geschichtlicher und kultureller Vorgänge gemilderte Sprache der Gemeinheit. Unsere Presse hat sich vom Ton der Straße freigehalten, und je höher sich die Schmutzwellen unserer Gegner türmten, desto ernster, sachlicher und würdiger wurde der Ton unserer sich ihrer Verantwortlichkeit stets bewußten Presse.

Wir haben bisher immer nur von unseren Gegnern (in der Mehrzahl) gesprochen, doch im Grunde „haben wir alle nur einen Feind: England".

Es ist psychologisch außerordentlich interessant, wie sich dieser Haß gegen England während des Krieges in Deutschland entwickelt hat. Als England uns am 4. August des vergangenen Jahres durch seinen Botschafter in Berlin den Krieg erklären ließ, da stieg wohl allen im Lande die Zornesröte ins Gesicht, aber niemand hatte wohl auch die tief sitzende selbstverständliche Haßempfindung gegen das Britenreich, die uns heute zur Natur geworden ist. Dies hatte seine Ursache darin, daß das mehr oder minder gute äußere Einvernehmen mit England, daß insbesondere die politische Annäherung der letzten Jahre nicht nur die breite Masse des über die einzelnen diplomatischen Vorgänge nicht orientierten Volkes, sondern auch unsere höchsten Regierungsstellen über die eigentliche Natur der englischen Politik und ihre Ziele getäuscht hatten. Erst während des Krieges ist uns mit eisernen Schlägen die Erkenntnis eingehämmert worden, daß, mag auch der eigentliche Anstoß zu diesem Kriege von Rußland ausgegangen sein, der Vernichtungsplan gegen Deutschland seine Wurzel in England hat.

Einer der schlagendsten Beweise hierfür ist die Gebarung der Auslandspresse in diesem Kriege gewesen. Die Engländer haben es verstanden, mit Hilfe ihrer Telegraphenagenturen sowie durch Vernichtung oder Kontrollierung nicht englischer Kabel, durch Ankauf oder sonstige materielle Unterstützung ausländischer Zeitungen bzw. ihrer Korrespondenten, fast die gesamte zivilisierte Welt auf Wochen hinaus und zum großen Teil auch heute noch, wo amtliche deutsche Nachrichten überall hin gelangen, in ihrem Sinne einseitig und skrupellos zu beeinflussen. Dies gilt in erster Linie für das gesamte Amerika, insbesondere für die Vereinigten Staaten von Amerika, mit denen wir stets in Freundschaft und gegenseitigem Verstehen gelebt hatten. Wie ein kalter Wasserstrahl wirkte es auf uns, als wir zuerst von der feindseligen Haltung so weiter Teile der amerikanischen Bevölkerung erfuhren und erkennen mußten, was für eine Macht der britische Presse-Apparat darstellt und wie man sich seiner zu bedienen versteht. Hat er es doch zuwege gebracht, daß, wie Professor Münsterberg in seinem Buch "The War and America" auf Grund eigener Anschauung mitteilt, in Amerika, dem einzigen großen neutralen Lande, „die Stimmung der Bevölkerung nicht einen Tag lang neutral geblieben ist".

Die englische Presse muß daher bei einer Betrachtung über den gegen uns geführten Lügenfeldzug den ersten Raum beanspruchen. Das Charakteristische der englischen Zeitungen in diesem Kriege ist das außerordentlich Planvolle ihres Vorgehens. Der große Umfang der Zeitungen ermöglicht es, jede Frage in der verschiedensten Form und an allen möglichen Stellen des Blattes immer und immer wieder in dem gewollten Sinne zu behandeln und so, mit festem Ziel vor Augen, den Leser zu beeinflussen und mürbe zu machen. Jedes noch so geringfügige Ereignis in Deutschland wird in den englischen Zeitungen breitgetreten, entstellt und zur Erzeugung falscher Vorstellungen benutzt. Es ist besonders interessant, festzustellen, daß bei den englischen Zeitungen die dick aufgetragenen Lügen, d. h. vollständig aus der Luft gegriffene Nachrichten, so groß auch ihre Zahl ist, im allgemeinen keine so bedeutende Rolle spielen wie die mit System verzerrte Darstellung alles dessen, was auf dem Kriegsschauplatz und in Deutschland geschieht, und die planmäßige Verleumdung. Der aufmerksame Leser wird fast in jeder Notiz der englischen Zeitungen, auch wenn sie oft noch so harmlos erscheint, Gift entdecken.

Hand in Hand mit der Besudelung alles Deutschen geht die ebenso planmäßige Glorifizierung der Verbündeten, Frankreichs wie Belgiens, wie auch Serbiens (!), vor allem aber Rußlands, als des den Engländern gefühlsmäßig am wenigsten zusagenden Bundesgenossen. Seit Jahren und zwar seit dem Beginn der Ententepolitik, ist hier trefflich miniert und überaus geschickt vorgearbeitet worden. Es sei beispielsweise nur an die vor einigen Jahren in London veranstaltete "Russian Season" erinnert. Die Stimmung war bei Ausbruch des Krieges bereits geglättet, und volltönend konnte die englische Presse, gehorsam wie am Schnürchen, die Leier zum Ruhme des östlichen Bundesgenossen und Kulturträgers schlagen. In früheren Zeiten hätte man sich vielleicht noch ein Gewissen daraus gemacht. Es ist aber eine unbestreitbare Tatsache, daß das Niveau des Journalistenstandes und damit der Presse überhaupt in England während der letzten 20 Jahre ganz erheblich gesunken ist. Gehört doch die "Times", einst Englands vornehmstes und ernsthaftestes Blatt, seit einer Anzahl von Jahren durch Ankauf dem berüchtigten Zeitungskönig Lord Northcliffe, dem Eigentümer des gewissenlosesten Schandmauls Großbritanniens, der "Daily Mail".

Die französischen Zeitungen, die im übrigen, soweit der Nachrichtendienst in Frage kommt, im Kriege ihre Selbständigkeit zurzeit nahezu verloren haben und in fast vollständiger Abhängigkeit von den englischen Nachrichtenbureaus leben, haben einen etwas anderen Charakter. Sie lügen und fälschen nicht so raffiniert wie die Engländer. Man hat eher vielfach den Eindruck von absolut unbeherrschten Kindern, die „böse" sind und die nun sagbar dumm und unverschämt und skrupellos drauf los lügen und schimpfen. Natürlich ist dies keine Entschuldigung für die namenlose Niedrigkeit ihrer Ausdrucksweise und — man erlaube den starken Ausdruck — den üblen Unrat, in dem sie sich wälzen. Keinem Trunkenbold wäre der Ton zu verzeihen. Das Niveau der französischen Presse ist ja bekanntlich niemals sehr hoch gewesen, aber es hat doch immer neben den typischen und für jeden Preis feilen Boulevardblättern eine Anzahl von Zeitungen gegeben, die in Form und Inhalt mehr oder minder Anstand und Würde zu wahren wußten. Zurzeit aber sind alle Unterschiede weggewischt. Ein Blatt wie der „Temps" unterscheidet sich, abgesehen von der äußeren Aufmachung, nicht allzusehr vom „Figaro" oder vom „Matin", diesem wohl schändlichsten Preßgewächs, das die Erde jemals hervorgebracht hat. Kein Widerspruch ist diesen Blättern zurzeit zu groß, keine Behauptung zu närrisch, kein Schimpfwort zu gering und kein Schmutz zu ekelerregend. Und die Lächerlichkeit, die einst in Frankreich getödtet hat, scheint heute die Parole zu sein!

Wieder etwas anders müssen die amerikanischen Blätter beurteilt werden. Bei ihnen ist vor allem die Sensation ausschlaggebend. Zurechtgestutzte, in die Augen springende und schreiende Ueberschriften (Head-lines) in Riesenlettern sind ihr äußeres Merkmal. Der Text braucht durchaus nicht dem zu entsprechen, was die Ueberschrift besagt. So genau werden die Zeitungen, offenbar schon wegen der Fülle des in ganz kleiner Schrift wiedergegebenen Inhalts, nicht gelesen. Wenn nur die Ueberschrift dem eiligen Leser das einhämmert, was die Zeitung haben will. Dies die eine Seite.

Neben der Sensation ist es der Dollar, der die Mehrzahl der amerikanischen Zeitungen regiert. Der amerikanische Professor Henry Fairfield Osborn hat einmal, wie Wolzogen in seinem vor drei Jahren erschienenen Buch über Amerika mitteilt, in einer Ansprache an seine Studenten über die amerikanische Presse folgende Worte gebraucht: „Einen guten Maßstab für die Kultur Ihrer Umwelt bildet der Tiefstand, bis zu welchem Ihre Morgenzeitung sich dem Dollar zuliebe prostituiert, ihre Schattierung von Gelbheit, ihre Frivolität, ihre Skrupellosigkeit." Wer am meisten zahlt, für den wird am meisten geschrieen. Und da Deutschland es bisher im allgemeinen verschmäht hat, in dieser Richtung viel oder gar nur etwas zu tun, ist es erklärlich, daß die amerikanische Presse, abgesehen von den eigentlichen Blättern der Deutsch-Amerikaner, fast ausnahmslos von dem für die Preßbeeinflussung des Auslandes stets opferbereiten England beherrscht wird und ausgesprochen deutschfeindlich ist. Hierüber darf man sich auch dadurch nicht täuschen lassen, daß die meisten amerikanischen Zeitungen, d. h. auch die antideutschen, beispielsweise die Reden unseres ehemaligen Staatssekretärs Dernburg unter Beifügung eines riesenhaften Bildes des Redners in extenso gebracht haben. Dazu ist die Sensation zu wichtig. Nichts aber hat diese Zeitungen gehindert, in derselben Nummer unmittelbar auf der nächsten Seite die größten Lügen und Verleumdungen über Deutschland zu veröffentlichen. An der Möglichkeit der richtigen Information fehlt es heute nach so vielen Monaten in Amerika bestimmt nicht mehr. Selbst die englische Gewaltpolitik hat nicht verhindern können, daß mit der Zeit durch alle möglichen Kanäle die Wahrheit nach Amerika gedrungen ist. Aber die amerikanischen Zeitungen wollen die Wahrheit nicht bringen oder jedenfalls nicht aufkommen lassen, und das ist Englands Werk.

Unter den deutschfeindlichen amerikanischen Blättern dürfte der in Deutschland früher sehr verbreitete "New York Herald" das schlimmste sein. Das Blatt gehört dem großen, zumeist in Paris lebenden amerikanischen Sportsman Gordon Bennet und übertrifft an Hetzerei und Verleumdung, an Gewissenlosigkeit und Schändlichkeit beinahe noch die schlimmsten Zeitungen der uns feindlichen Länder. Sein Verfahren ist um so schlimmer, als das Blatt wie auch die meisten anderen durch gleichzeitige Aufnahme, aber meist versteckt und ohne Ueberschrift erfolgenden Abdruck deutscher Nachrichten, sowie durch andere Kunstgriffe in gut gespielter Heuchelei vielfach den Anschein der Unparteilichkeit zu erwecken sucht und sich ein fadenscheiniges Mäntelchen der Objektivität umhängt. Ein überaus charakteristisches Beispiel dafür soll hierher gesetzt werden. Der "New York Herald" brachte einmal in einer Nummer, die von den übelsten Gehässigkeiten gegen Deutschland strotzte, in einer Zuschrift "To the editor" den Brief einer Schweizer Dame, in dem diese etwa ausführte: sie kenne Deutschland aus vielen Reisen und langem Aufenthalt sehr genau und könne sich nicht vorstellen, daß die Deutschen solche Schandtaten begingen, wie sie der Herald täglich schildere. Diese Zuschrift druckt das Blatt wortgetreu ab, darüber aber schreibt sie: "Not barbarous says swiss girl" (Es sind keine Barbaren, sagt ein Schweizer Mädchen) — und sofort ist der Zuschrift jede Wirkung genommen. Aus der scheinbar objektiven Wiedergabe wird ein Hineinziehen ins Lächerliche.

Daß immerhin nicht alle nichtdeutschen Zeitungen — von denen ja niemand bei uns eine Stellungnahme für Deutschland verlangt, auf deren wirkliche Neutralität und Objektivität wir aber glauben einen Anspruch zu haben — in Amerika auf diesem Niveau stehen und sich die englische Bevormundung und Beeinflussung ohne weiteres gefallen lassen, zeigt ein Artikel der Londoner "Times" mit der Ueberschrift „Amerika und die Zensur". In diesem verteidigt sie das englische Nachrichtensystem gegen einen Artikel der "Evening Post", und man erfährt hierbei (aus der "Times" selbst!):

„Die E. P. erklärt, daß die englische Zensur einfach von dem Wunsche beherrscht ist, soviel wie möglich die Ausdehnung der deutschen Erfolge zu verheimlichen, den Charakter des Feindes zu schwärzen und im allgemeinen die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten auf anständige oder unanständige Weise (by fair means or foul) zu beeinflussen. Sie fährt fort, zu bemerken, daß es eine der traurigsten Tatsachen des Krieges ist, daß der englische Ruf von Männlichkeit und rechtschaffenem Handel so sehr beeinträchtigt worden ist. Diese Anklagen werden unterstützt durch Anführung eines Briefes des Londoner Korrespondenten des "New York Globe", der geradeheraus die Beschuldigung ausspricht, daß Depeschen zu dem Zweck geändert worden sind, die Wahrheit zu verbergen und den Charakter der Feinde zu schwärzen."

Aber solche Proteste sind selten und auch nicht immer so ernsthaft gemeint — wie es ja zuweilen bei amerikanischen Protesten vorkommen soll.

So viel zur Charakterisierung und Unterscheidung der drei Gruppen von deutschfeindlichen Zeitungen, die in erster Reihe für uns Interesse haben. Gemeinsam ist ihnen allen, neben der Minderwertigkeit der Gesinnung, die sich in ihnen offenbart, die unerhörte, für unsere Vorstellungen gar nicht zu begreifende Kritiklosigkeit, die sie bei ihren Lesern voraussetzen. Die meisten der von diesen Zeitungen gebrachten Nachrichten tragen für jeden urteilsfähigen Menschen, auch wenn er gar nicht im Besitze wirklich zutreffender Informationen ist, den Stempel des Unwahren so offenkundig an der Stirn, daß man sich immer und immer wieder an den Kopf faßt und nach einer Erklärung für die Geduld des Publikums fragt. Die Zeitungen schrecken nicht davor zurück, in zwei Spalten nebeneinander oder an zwei aufeinanderfolgenden Tagen diametral entgegengesetzte Behauptungen aufzustellen und über irgendwelche Verhältnisse einmal die dreistesten Lügen und kurz darauf eine mehr oder minder objektive, wenn auch meist schiefe Darstellung der wirklichen Verhältnisse zu geben.

Nur zuweilen scheint es den Lesern zu dämmern. Ein überaus interessanter und über die englische Pressepolitik gewollt oder unbewußt farbebekennender Leitartikel der "Times" vom 20. 11. führt Klage darüber, daß manche ihrer Leser sie tadelten, weil sie zu optimistisch, andere weil sie zu pessimistisch (zur Förderung der Rekrutierung!) sei. Solche Vorwürfe, sagt das Blatt, müsse die Presse zurückweisen. Wer die Presse dafür kritisiere, daß aus ihren Kriegsberichten falsche Eindrücke gewonnen würden, solle sich an die Regierung wenden. Diese übt die Kontrolle „mit einzigartiger Inkompetenz und großem Mangel an Urteil" aus. Als Beweis führt das Blatt eine Anzahl von Offiziersbriefen an, die sich gegen die amtlichen Darstellungen, sowie auch gegen die vom Pressebureau offiziell lanzierten „Augenzeugenberichte" wenden — kurz, es wirft hier einer dem anderen vor, daß er lügt. Aber das ist nur ein seltener Fall. Im allgemeinen nimmt man alles, auch die größten Widersprüche und Dummheiten, kritiklos und gläubig hin. Und deshalb bildet eine Darstellung der feindlichen Kriegspresse vielleicht auch einen nicht wertlosen Beitrag zu einer Untersuchung über das Bildungsniveau der breiten Masse in den einzelnen Nationen. Wir dürfen wohl behaupten, daß bei uns zu Lande eine Zeitung, die ihren Abonnenten eine solche Fülle von Albernheiten, Sinnlosigkeiten und Widersprüchen vorzusetzen wagte, der öffentlichen Lächerlichkeit anheimfallen würde.

Daß aber auch geistig hochstehende, nicht ohne weiteres durch Phrasengewäsche beeinflußbare Leute eingefangen worden sind, beweist ein Brief, in dem ein angesehener Amerikaner, allerdings im August vorigen Jahres, dem ihm befreundeten Direktor einer großen Gesellschaft in Berlin schreibt, er sei „sehr besorgt um ihn in dieser Zeit" und ermöchte gern wissen, ob sein deutscher Freund und seine Familie sich in "good safety" befinden. Man erkennt aus solchen ungeheuerlichen Vorstellungen einmal, was für eine Verwirrung ein Kriegszustand in den Gemütern selbst intelligenter Menschen anzurichten pflegt, sodann aber: wie gründlich von unseren Feinden gearbeitet worden ist.

Für uns Deutsche aber muß ein eingehendes Studium der feindlichen Presse mit Notwendigkeit eine Wirkung haben: es muß uns stärken!

Nichts kann das Bewußtsein unserer Kraft und die Ueberzeugung von der guten Sache, für die wir kämpfen, so fördern, wie eine Erkenntnis der Mittel, zu denen unsere Feinde in Ermangelung von Besserem zu unserer Bekämpfung greifen müssen.

*) Einleitung zu einem als Manuskript hergestellten Buch des Verfassers über den Lügenfeldzug der Feinde Deutschlands.

Englands Hoffnung auf seine Seemacht.

Von E. Persius, Kapitän zur See a. D.

Asquith hat in seiner Novemberrede den Sieg der Alliierten als über jeden Zweifel erhaben hingestellt, und er hat seinen Landsleuten als für den endlichen Erfolg nur notwendig, Geduld und Mut zum Ausharren empfohlen. Er versäumte zwar genaueren Hinweis zu geben, auf welchem Wege und mit welchen Mitteln der schließliche Triumph erzielt werden sollte. Verschiedene Mitglieder des Unterhauses sahen weniger optimistisch in die Zukunft und es wurde sogar ausgesprochen, daß bei manchen Neutralen die Meinung herrsche, die Chancen der Zentralmächte, den Krieg zu einem glücklichen Ende zu führen, seien überzeugend groß. In der englischen Presse fänden solche ketzerische Ansichten naturgemäß wenig Beachtung. Aber die Erkenntnis, daß die bisher beschrittene Bahn nicht zum Siege führen könne, kommt zuweilen schon recht bestimmt zum Ausdruck. So verbreitet sich die Zeitschrift „Candid Quarterly Review" darüber, daß die englische Landkriegsführung bisher aller Orten versagt habe. Das sei selbstverständlich, denn England verstehe eben nicht, auf dem Lande zu fechten. Seine Stärke liege auf der See. Das habe die Geschichte dutzendfach bewiesen. Landkriege seien kostspielig, reich an Menschenverlusten, kurz, undankbar gewesen. Man müßte also die Beteiligung am Landkrieg einschränken und wieder in der altbewährten Methode, mit den Waffen auf dem Wasser, seine Zuflucht suchen. Die Flotte müsse aus ihrer Inaktivität erlöst werden.

In dieser Offenherzigkeit wurde bisher von der englischen Presse über die unbefriedigende Landkriegsführung, und vor allem über die Inaktivität der Flotte kaum gesprochen. Ganz im Gegenteil las man hinsichtlich der Seestreitkräfte stets nur die höchsten Lobpreisungen. Mit geradezu bewundernswertem Eifer und manchem Geschick unterzogen sich bekannte Marineschriftsteller, wie Fred Jane („St. James Gazette"), Frederick Palmer („Times"), Archibald Hurd und Ashmead Bartlett („Daily Telegraph") und Cope Cornford („Daily Mail") der keineswegs einfachen Aufgabe, das Interesse des Publikums an der Flotte, auch wenn sich rein nichts auf dem Seekriegsschauplatz zugetragen hatte, wachzuhalten und immer erneut darauf hinzuweisen — namentlich auch im Hinblick auf die Bundesgenossen —, daß der Krieg nur dank der rastlosen Tätigkeit der britischen Seestreitkräfte und dank der britischen Beherrschung aller Meere erfolgreich weitergeführt werden könnte.

Im jetzigen Augenblick besonders muß die Presse äußerst gewandt operieren, denn am 1. Dezember trat infolge der Verfügung des britischen Handelsgerichts eine Maßnahme in Kraft, die von einschneidend beschränkender Wirkung für die gesamte Kauffahrteischiffahrt sein wird und dem stolzen, in den ersten Monaten des Krieges so oft gehörten Wort "business as usual" einen weiteren starken Stoß geben dürfte. Die Verfügung lautet: „Wegen der stetig wachsenden Nachfrage nach Kauffahrteischiffstonnage ist es notwendig geworden, besondere Maßnahmen zu ergreifen, um den Bedarf an Handelsschiffstonnage für nationale Dienste sicher zu stellen". In Verfolg dieser Verfügung erging das Verbot, daß vom 1. Dezember ab kein britisches Schiff von einem fremden zum anderen fremden Hafen mehr irgendwelche Ladung bringen dürfe. Und weiter wurde angeordnet, daß alle Kauffahrteischiffe jederzeit zum Transport von Lebensmitteln und anderem mehr von der Regierung beschlagnahmt werden dürften. Diese Bekanntmachung legt Beweis dafür ab, welche beängstigende Knappheit an Handelsschiffstonnage in England herrscht. Sie räumt auf mit der freien Selbstbestimmung der britischen Handelsschiffahrt und kommt in Wirklichkeit schon einer Enteignung gleich. Die Wirkung wird bestehen in der weiteren Steigerung der Frachtraten, der Lebensmittelpreise u. a. m. Die Frachtraten stiegen während des Krieges in einem Maße, von dem man sich meist keinen Begriff macht. So betrug zum Beispiel der Transportpreis einer Tonne Kohlen vom englischen Häfen nach Port Said während des Friedens 7 Schillinge. Anfang des Jahres war er auf 30 angewachsen und jetzt beläuft er sich auf etwa 45 Schillinge. Die Gründe für das Anschwellen der Transportpreise übersee bezw. für die Knappheit an verfügbarer privater Handelsschiffstonnage sind zu suchen in der Inanspruchnahme der Kauffahrteischiffe für kriegerische Zwecke, im Fortfall des in Friedenszeiten zum Gebrauch bereitstehenden deutschen, österreichisch-ungarischen, russischen u.s.w. Handelsschiffsmaterials, in der Festlegung vieler englischen, französischen und russischen Schiffe in feindlichen Häfen, und endlich namentlich in der Vernichtung eines Teiles der englischen u. s. w. Handelsflotten durch den Feind. Die englische Presse verschweigt aus naheliegenden Ursachen den zuletzt angeführten Grund. Es wurde bekannt, daß die Vernichtung der britischen Handelsschiffstonnage durch Feindeshand zurzeit etwas über 5 Prozent beträgt. Verantwortlich für diesen Verlust sind in erster Linie die deutschen Unterseeboote, deren erfolgreiche Tätigkeit von Monat zu Monat zunahm. Der eigentliche Handelskrieg begann im Februar. Es wurden in diesem Monat 11 Schiffe versenkt, im März 27, im Mai 50 und im Juni 103 Schiffe. In den letzten Monaten nahm die Ertragsziffer in nordeuropäischen Gewässern allerdings ab, dafür stieg die Zahl der im Mittelmeer vernichteten Schiffe, nicht zu vergessen auch infolge der Beteiligung der österreichisch-ungarischen Unterseeboote am Handelskrieg, beträchtlich. Die Bemühungen der englischen Presse, die Tätigkeit der deutschen und der k. u. k. Unterseeboote als belanglos hinzustellen, scheitern an den eine zu überzeugende Sprache sprechenden Ziffern der Verlustlisten!

Ob die englische Handelswelt sich nun leichthin mit der von der Regierung ins Auge gefaßten Enteignung der Kauffahrteischiffe einverstanden erklären wird, bleibt abzuwarten. „Daily Telegraph" äußert beschwichtigend in einem Artikel, überschrieben „The famine in merchant ships": „Die Handelsschiffahrtshungersnot ist eine der Bußen, welche der übergroße Erfolg unserer Flotte(?) für uns im Gefolge hat". Und es wird der Erwartung Raum gegeben, daß die Regierung bei der Ausführung der Verordnung nicht etwa zu „drastischen Mitteln" schreiten würde, die der Kauffahrteischiffahrt unsagbaren Schaden zufügen könnten. Diese Befürchtung wäre nicht vonnöten, wenn die von der „Candid Quarterly Review" eingangs erwähnten Hoffnungen sich verwirklichten, das heißt, wenn die englische Flotte aus ihrer Inaktivität heraustreten würde. Es wäre jedenfalls dankbar begrüßt worden, hätte sich der Verfasser des Artikels etwas eingehender über die Tätigkeit einer „aktiven" britischen Flotte verbreitet. Wie glaubt man, daß die Seeherrschaft wirklich errungen werden könnte, heute bei der Minen- und Unterseebootsbedrohung? Eine wirkliche Seeherrschaft würde die Nöte der englischen Kaufahrteischiffahrt rasch beenden. Aber das Mittel, sie zu erzwingen, das Mittel zur Lösung des Rätsels, wie man der Unterseeboots- und Minengefahr Herr werden kann, ruht noch ungeboren im Hirn desjenigen, der es erfinden soll. An Zahl und Gefechtskraft von Monat zu Monat immer stärker werdende feindliche Unterseeboots-Flotillen unter dem Schutz einer „fleet in being" — der deutschen Schlachtschiffsflotte in den Nordseehäfen — schränken die auf die Seemacht gestellten Hoffnungen mehr und mehr ein, und die Ereignisse auf dem Balkan tragen ferner dazu bei, daß sie sich immer weiter ins Nebelhafte verlieren.

Englische Werbe-Tätigkeit.

Von Dr. Hans Vorst.

Es ist zwischen fünf und sechs Uhr nachmittags, im Herzen Londons, auf dem Platz, an dem die Bank von England, das „Mansion House", die Residenz des Lordmayors, und die Börse liegen. Strahlenförmig laufen hier die Hauptstraßen der City zusammen und speien unaufhörlich unglaubliche Massen von Fußgängern, Wagen und turmhohen Autoomnibussen auf den verhältnismäßig engen Platz hinaus, um alles dies ebenso schnell und sicher wieder in sich hineinzusaugen. Es ist ein Verkehr, so gewaltig, daß man auf dem Festlande Europas vergeblich seinesgleichen suchen würde. Wenn man sich still an eine Mauer lehnt und diesem Treiben eine Weile zuschaut, so ergreift einen leicht jenes peinliche Gefühl, das man gelegentlich empfindet, wenn man sich auf der Brücke eines Gebirgswassers über das Geländer beugt: ein wenig Schwindel, ein wenig Ekel, ein wenig Grauen.

Plötzlich schmettert eine Trompetenfanfare über den Platz und wird von den energischen Rhythmen eines Militärmarsches abgelöst. Auf der steinernen Insel vor der Börse hat sich eine Regimentskapelle im Kreise aufgestellt. In ihrer Mitte steht ein Knirps von neun Jahren in regelrechter kakifarbener Uniform, Englands soldatischer Nachwuchs. Im Handumdrehen hat sich die Menge gesammelt und bildet einen undurchdringlichen Wall. Auf den hohen steinernen Treppenvorsprung der Börse ist ein junger Soldat geklettert. Nun steht er wartend da. Wie die Kapelle schweigt, nimmt er die Mütze ab, tritt einen Schritt vor: „Ladies and Gentlemen!" Mit ruhigem Anstand beginnt er seine Rede. Seine Stimme klingt weit über den Platz. Mehrfach kehren die Worte jenes großartig schlichten Tagesbefehls wieder, den Nelson vor der Schlacht von Trafalgar ausgab: „England erwartet, daß jedermann seine Pflicht tut." England, sagt er, hat die allgemeine Wehrpflicht nicht zum Gesetz erhoben, weil England überzeugt ist, daß in der Stunde der Gefahr die Wehrpflicht ein lebendiges Gesetz im Herzen des Volkes sein würde. Die Stunde der Gefahr ist da. Die teutonische Welle droht Europa zu überschwemmen. Er schildert mit überraschender natürlicher Rednergabe das Schicksal, das England bedroht, wenn es in diesem Kriege unterliegen sollte. Er appelliert an den Patriotismus, das Machtgefühl des englischen Volkes, erhebt sich zu echtem und starkem Pathos und schließt, indem er allen wehrfähigen Männern leidenschaftlich zuruft, sich für die Armee anwerben zu lassen. An seine Stelle tritt ein anderer, an seinen Mienen und Gebärden schon erkennt man den Humoristen. In halb gebückter Haltung, die Hände auf die Knie gestützt, spricht er zum Volke. Er schildert das fröhliche Soldatenleben, erzählt Anekdoten aus dem Felde, macht Witze auf die Deutschen und Witze auf die Engländer, die sich nicht anwerben lassen wollen. Es regnet englische Späße, die er mit komischen Grimassen begleitet. Das Publikum, das eben noch sichtlich ergriffen war, ist jetzt munter, belustigt und gefesselt. Inzwischen haben sich eine Anzahl älterer Soldaten unter die Menge gemischt. Unauffällig treten sie an den einen oder anderen heran, um die Wirkung der Redner noch durch persönlichen Zuspruch zu stärken. Bald geleitet einer von ihnen einen jungen Burschen die Stufen hinauf zu dem Offizier, der oben wartend steht. Leise Worte werden gewechselt, ein Handschlag getauscht, sie verschwinden in der Börse: der erste Pakt ist geschlossen.

Es ist ein gewaltiger Apparat, den die englische Regierung aufgeboten hat, um mit den modernsten Mitteln das veraltete Werbesystem aufrechtzuerhalten und neu zu beleben. Man sollte es kaum für möglich halten, daß die Reklame auch auf diesem Gebiete nicht versagt. Aber das englische Volk hat in seinem gesamten Erwerbsleben die geradezu faszinierende Macht, die dieses modernste Geschäftsmittel auf das Publikum ausübt, oft und gründlich genug erprobt, um auch darauf zu vertrauen, wo es sich nicht mehr um Geld und Gut, sondern um Blut und Leben handelt. Ich will hier nicht darauf eingehen, wie weit man mit diesem Mittel noch wird reichen können. Jedenfalls sind ganz erstaunliche Resultate damit erzielt worden. Allerdings ist die ganze Werbeaktion außerordentlich geschickt und mit bemerkenswertem modern-kaufmännischem Organisationsgeist ins Werk gesetzt worden. Die Werbeplakate, mit denen man das ganze Land überschwemmt hat, sind überaus wirkungsvoll und für jeden Geschmack berechnet. Die einen ziehen durch ihren Gegenstand oder durch schreiende Farben gewaltsam die Aufmerksamkeit auf sich, die anderen fesseln durch ihr künstlerisch wertvolles Gepräge und wirken still und eindringlich. Kein Mittel bleibt unversucht, keine Triebfeder des Herzens unbeachtet. Wen seine Vaterlandsliebe nicht der Armee in die Arme treibt, der wird bei seinem Nationalstolz oder seiner Eitelkeit gepackt, die nüchterne englische Logik muß ebenso wirken, wie Geschäftssinn und materielle Vorteile. Vor allem soll aber diese Riesenreklame die Massen in suggestiver Weise beeinflussen und so die inneren Hemmungen allmählich beseitigen, die der Anwerbung im Wege stehen. Das Weitere ergibt sich dann leicht durch die Umstände. Hundertmal geht vielleicht der junge Engländer achtlos an allen Plakaten vorbei, aber endlich, unter dem Einfluß des Mißerfolges, eines Verdrusses, einer Differenz mit seinem Chef, folgt er dann vielleicht doch, wie unter einem magischen Zwange, den riesigen blutroten Pfeilen, die ihn allenthalben zur nächsten „Recruting office" weisen.

Und wer nicht selbst kommen will, den sucht man auf, um ihn zu überreden. Ueberall in den belebtesten Gegenden der Stadt kann man die militärischen Werber am Werke sehen, wie ich es eingangs beschrieben habe, besonders häufig am Hydepark oder an den steinernen Balustraden vor der Nationalgalerie auf dem Trafalgar Square. Ich will nur noch eine kleine Szene schildern, deren Zeuge ich war. In der Nordostecke des Hydeparks, in nächster Nähe des Marble Arch, hatte sich eines der fliegenden Werbebureaus aufgetan und eine stattliche Menge um sich versammelt. Etwas weiter zur Linken weiterte ein alter Mann vor einem kleinen Zuhörerkreise unter ungebührlich reichlicher Verwendung von Bibelzitaten gegen den Alkohol und die Prostitution. Zur Rechten hatte ein hageres Frauenzimmer, Mitglied der „weiblichen patriotischen Liga", ihr Katheder aufgeschlagen. Mit ihren dünnen Armen durch die Luft fuchtelnd, redete sie heiser und geifernd auf die Spaziergänger ein und glich auf ein Haar einer Riesenspinne mit einem Affengebiß. Sicherlich hatte sie noch vor zwei Jahren mit hysterischem Kreischen „votes for women" verlangt und Attentate gegen Minister und alte Gemälde geplant. (Die Londoner Bildergalerien können, wie mir verschiedene Engländer zugestanden haben, jetzt nur deshalb offen gehalten werden, weil der Tatendrang der Suffragetten durch den Krieg eine Ablenkung gefunden hat.) Ich hörte nur im Vorübergehen, wie sie, ihre langen gelben Zähne fletschend und speichelsprühend über die „germans" herfiel und gerade Schiller als den blutrünstigsten aller Poeten schilderte. Die Werbearbeit wurde von zwei Unteroffizieren, munteren und verwegen blickenden Burschen geleitet, die schon verwundet von der Front zurückgekehrt waren. Als ich mich unter die Menge mischte, war gerade eine Stockung im Geschäft eingetreten. Es ging aber doch ganz munter her und das Publikum amüsierte sich. Der eine von den Unteroffizieren klimperte laut mit den Silberlingen, die als Handgeld dienen sollten, schilderte die Genüsse, die man sich dafür gleich heute abend verschaffen könnte, und die sorgenlose Zukunft des Soldatenlebens. Ein alter klappriger Greis bot sich scherzend als Rekruten an und griff mit verlangender Gebärde nach den Münzen. Der Unteroffizier stülpte ihm unter dem Hallo des Publikums seine Soldatenmütze auf den kahlen Schädel und setzte sich selbst den Zylinder des Alten ins Genick. Der Redestoff schien ihm etwas ausgegangen zu sein. Eine Frau, die ganz vorne stand, bot ihm ihren Säugling für die Münzen an. Das Publikum lachte, aber melden wollte sich keiner mehr. Da veränderte plötzlich der Unteroffizier den Ton, hielt noch eine kurze wirkungsvolle Ansprache, in der er die patriotische Pflicht betonte, und begann nun, mit der Hand auf die Männer deutend, die ihm zum Militärdienst tauglich schienen, jeden einzelnen mit ermunterndem Zuruf aufzufordern: „Komm heran!" — „Schlag ein!" Einer von ihnen hob als Antwort die Finger seiner einen Hand in die Höhe und rief: „Fünf Kinder!" Zwei junge Männer blieben stumm und schlichen sich scheu und verlegen aus dem Kreise. Auch ich sollte mich anwerben lassen, aber man ließ von mir ab, als ich erklärte, daß ich kein Engländer sei. Jetzt zeigte der Werber auf einen Mann von vierzig oder zweiundvierzig Jahren, der dicht neben mir stand. Ich sah, wie eine lebhafte Erregung in seinen Zügen arbeitete. „Mich?" fragte er heftig und zugleich erstaunt, „mich?" Es klang, als würde er grob werden und sagen: „Ihr seid wohl verrückt. Ich denke gar nicht drän, in meinem Alter!" Es dauerte eine kleine Weile. Darauf richtete er sich auf, das Bewußtsein der Folgenschwere und Verantwortung seines Entschlußes stand ihm deutlich im Gesicht geschrieben und laut und klar sagte er: „If you want me, have me!" Wenn ihr mich braucht, so nehmt mich! Unter dem lauten Beifallklatschen des Publikums, das ihm Platz machte, schritt er zu dem Unteroffizier hin und schlug in die dargebotene Rechte ein. Das Beispiel wirkte. Es meldeten sich gleich darauf noch mehrere andere und noch im Fortgehen hörte ich das bedeutungsvolle Händeklatschen sich wiederholen.